Tà katoptrizómena

Das Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik

Familiendarstellungen in ausgewählten Romanen der Nachkriegszeit

Raumspezifische Reflexionen sozial- und zeitgeschichtlicher Phänomene

Burckhard Dücker

1. Einleitung

Am 21. Juli 2025 erscheint im Wirtschaftsteil der FAZ der Artikel »Familienfirmen als Medienliebling«. Darin heißt es, dass auch bei angekündigtem Stellenabbau eines Familienunternehmens die Medien positiver berichteten als bei anderen Unternehmensformen.

> *Wir erklären uns das mit den besonderen Werten, die Familienunternehmen verkörpern. Unternehmen, die in Familienbesitz sind und zum Teil von Mitgliedern der Eigentümerfamilie geführt werden, stehen für Werte wie Langfristorientierung und Stabilität. Diese zeigen sich in Beziehungen zu Geschäftspartnern und Kunden sowie der regionalen Verankerung, die viele Unternehmen in Familienbesitz haben. Familienunternehmen gelten auch als besonders verantwortungsvoll ihren Mitarbeitern gegenüber.*[1]

Zu profitieren scheint diese positive Geltung der Familienunternehmen von der traditionellen Reputation der gesellschaftlichen Institution Familie. Steht diese doch für Merkmale wie lange Dauer, Verantwortung, Zuverlässigkeit, Vertrauen zwischen Familienmitgliedern ebenso wie in Bezug auf außerfamiliale Kontakte. Gerade in Zeiten von Briefkastenfirmen nur mit Internet-Zugang in weit entfernten Regionen gilt eine feste Adresse mit gesicherter Erreichbarkeit als besonders vertrauensbildend (stabilitas loci).

Wer denkt aber bei dem Thema Familienunternehmen nicht an Thomas Manns (1875-1955) Familien- und – ungeachtet des Titels – Wirtschaftsroman *Buddenbrooks – Verfall einer Familie* (1901), der, ausgehend von der fraglosen Geltungskontinuität der in Lübeck alteingesessenen und seit 100 Jahren familiengeführten Getreidehandlung, den Niedergang des Unternehmens synchron mit dem ›Verfall‹ der Familie erzählt. Sowohl die Aufstiegs- als auch die Niedergangsgeschichte des Familienunternehmens wie der Familie scheinen bedingt zu sein von der prinzipientreuen Anwendung der Strukturen bürgerlicher Kaufmannsmoral auch im familiären Bereich. Dass für Ehekontrakte wie für geschäftliche Vereinbarungen das gleiche Moralprinzip persönlicher Abmachungen gelten soll, übersieht gravierende gesellschaftliche Modernisierungsprozesse. Familie wie Unternehmen, Privatheit wie Ökonomie sind keine gesellschaftsfreien Räume, sondern unterliegen allgemeinen Transformationsprozessen, auf die sie zu reagieren haben. Zu

traditioneller Zuverlässigkeit gehören dialektisch Wahrnehmung und Berücksichtigung zeitgeschichtlicher Modernisierungen, d.h. die Akzeptanz eines von spontaner Flexibilität und Dynamik geprägten Handlungsfelds. Zwischen Familie und Gesellschaft ist von einem reziproken Verhältnis auszugehen. Gleichwohl sind es Individuen, die die Gesellschaft bilden, auch wenn sie durch Institutionen wie Familie, Bildungseinrichtungen usw. geprägt sind.

Ehen sind anfangsmarkierte (Rituale der Eheschließung), ergebnisoffene Handlungsprozesse, die zumeist aus wechselseitiger Zuneigung der Eheleute, aber auch aufgrund gemeinsamer ökonomischer Interessen (sog. Zweckehen) geschlossen werden. Als Familie gilt in diesem Beitrag eine Formation aus mindestens zwei Generationen, den Eltern – Vater und Mutter oder gleichgeschlechtlichen Personen – und den Kindern, die auf Dauer gemeinsam in einem »Privathaushalt« leben und damit »ökonomischen Gesetzmäßigkeiten unterworfen«[2] sind. Erweitert werden kann diese »Kernfamilie«[3] durch Großeltern oder andere Verwandte zur Mehrgenerationenfamilie. Auch Formen wie Wohngemeinschaften, Patchworkfamilie, eingetragene Partnerschaft, Alleinerziehende gelten als Familie.

Insofern jede Familie eine raumbezogene »Einheit […] als Wechselwirkung von Elementen«[4] wie Kommunikation und Interaktion von Familienmitgliedern auch mit außerfamiliären Personen und Institutionen ist, markiert sie einen abgegrenzten, zugleich wert- und einstellungsmäßig definierten Raum, in dem durchaus Diversität herrschen kann. Räume sind sozial gemacht und wie ihre Grenzen bedeutungstragend, sie trennen von und verbinden mit Nachbarräumen und deren »Verräumlichungen«.[5] Räume stehen in bestimmten, auch zeitlichen Funktionskontexten, den bloßen Raum gibt es nicht. In Zimmern, Wohnungen, Häusern, Gärten usw. verräumlichen Familien – auch Individuen – durch Einrichtungen, Ausstattungen, Aufteilung, Gestaltung, zugelassene Praktiken, Zeitordnungen ihre programmatischen Lebensperspektiven und Weltbilder. So »sind Räume nicht [nur] als Rahmungen von […] Interaktionen konzipiert, sondern sind elementarer Bestandteil der Praktiken selbst«.[6] Etwas verräumlichen heißt, etwas, z.B. eine kulturelle Orientierung durch Bilder, Musikinstrumente, Bücher in einem Raum sichtbar zu machen.

Im Folgenden werden ausgewählte Erzähltexte der Nachkriegszeit bis 1990 in Bezug auf die jeweilige Darstellung (Formen, Funktionen, Geltung) der Institution Familie untersucht. Dabei fällt auf, dass in frühen Nachkriegsromanen Eheschließungen und Familiengründungen eher selten gestaltet werden; dagegen geht es um krisenhafte Familien, die an der Aufarbeitung ihrer Gegenwart in Bezug auf die Verräumlichung neuer Alltagsordnungen angesichts verbreiteter Phänomene wie Kriegstraumata, Tod und Gefangenschaft der Ehemänner und Väter, wirtschaftliche Misere, Frauen als Mehrheit der Bevölkerung arbeiten. Betreffen doch diese Phänomene die Gestaltung des konkreten Alltagslebens in der Gegenwart, auch wenn sie historische Referenzen haben. Zu berücksichtigen sind dabei die Geltung konventioneller Vorstellungen von Normalität und Normativität von Ehe und Familie, gesellschaftliche und individuelle Vorstellungen von ›richtigem Leben‹, wie es sein sollte und Praktiken gegenüber dem Leben, wie es ist. Reflektiert werden auch die Bedeutung wertbezogener und materieller Verluste (Bestandsaufnahmen) und

Modifikationen alltagspraktischer Routinen. Weil es um Neuordnungen der Gegenwart geht, spreche ich von Aufarbeitung der Gegenwart, statt von Aufarbeitung der Vergangenheit.

2. Übergänge – Anfänge

Im ersten Teil der ›Minima Moralia‹ (1944) diagnostiziert Theodor W. Adorno (1903-1969) die »Ehe als Interessengemeinschaft«, was »unweigerlich die Erniedrigung der Interessenten« zur Folge habe, weil das Zwischenmenschliche ökonomisch instrumentalisiert werde. Dieser möglichen Zweck- oder Wirtschaftsgemeinschaft setzt Adorno das Modell »eine[r] anständige[n] Ehe [entgegen], in der beide ihr eigenes unabhängiges Leben für sich haben, ohne die Fusion, die von der ökonomisch erzwungenen Interessengemeinschaft herrührt«.[7] Kern dieses Modells scheint die diskursive Aushandlung einer auf Gleichberechtigung und Selbstbestimmung beruhenden Lebensperspektive der Eheleute zu sein, um ein je individuell ausgerichtetes, programmatisches Konzept der »Lehre vom richtigen Leben«[8] (Traditionen, Symbolgeltungen, Werte, Praktiken) umzusetzen, was aber unter den Nachkriegsbedingungen literarisch kaum gestaltet zu sein scheint. Überdies kann sich diese »Lehre« im Lauf der Familiengeschichte verändern, hat doch Familie auf zeitgeschichtliche gesellschaftliche Prozesse zu reagieren.

Zahlreiche Frauen stehen vor den Anforderungen von Alleinerziehung und Sicherung des Lebensunterhalts, ohne dass die Doppelbelastung von Hausarbeit und Beruf explizit thematisiert würde. Wechselnde familienähnliche Beziehungen, sog. ›Onkelehen‹, sind nicht selten. Auch in literarischen Darstellung von Ehen und Familien wird nicht immer die Frage nach der sozialen Sicherung der Frau – auch steuerlich – berücksichtigt.[9] Heinrich Böll kommentiert die Aufgabe der Schultätigkeit seiner Frau – Beamtin – als Herstellung familialer Normalität, freilich um den Preis ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit und auch des Bewusstseins ihrer Selbstbestimmung:

> *Meine Frau ist jetzt nicht mehr Lehrerin, sondern Hausfrau und Mutter, angewiesen auf das windige, aber möglicherweise sich steigernde Einkommen ihres Mannes. […]*
>
> *Meine Frau empfindet das Dasein ohne Schule und schlechtes Gewissen doch bedeutend leichter und natürlicher und ich bin froh, dass unsere Familie jetzt in normalen Bahnen lebt, wenn auch auf dem Boden absoluter Unsicherheit.*[10]

Zum Alltag vieler Familien in dieser gesellschaftlichen Konsolidierungsphase gehören soziale Brüche und Wechsel der Bezugspersonen, Erfahrungen, die geordnete Kontinuität wie auch langfristige Bildungsprozesse der Kinder erschweren. In der Regel werden Ehe und Familie in Erzähltexten der frühen Nachkriegsjahre mit analytischem Interesse sowohl an ihren systemischen Defiziten als auch an ihrer möglichen Eignung als Modell für die Transformation von Unordnung in Ordnung gestaltet. In dieser Übergangs- oder Experimentierphase sind viele Formen möglich. Literarische Wirklichkeitskonstruktionen und Weltauslegungsangebote der Autorinnen und Autoren, die in der Regel Zeitzeugen des Kriegs gewesen sind, zeigen aufgrund autobiographischer Erfahrungsfundamente thematische und inhaltliche Ähnlichkeiten. Nicht zuletzt aufgrund der

Erwähnung und Kommentierung zeitgeschichtlicher Ereignisse, sprachlicher Wendungen und Bezeichnungen kommt den Texten die Funktion historischer Quellen zu.

Heinrich Böll (1917-1985), »obwohl als einzelner schreibend, [hat sich] nie als einzelnen empfunden, sondern als Gebundenen. Gebunden an Zeit und Zeitgenossenschaft, an das von einer Generation Erlebte, Erfahrene, Gesehene und Gehörte«. So objektiviert er diese Generationsspezifik, indem er die Programmatik eines situationskonkreten Engagements entwirft und die Bindung an die Gegenwart in einfache Sprache übersetzt als »Heimat, deren Name Nachbarschaft, Vertrauen einschließt, ohne dass die Urstufe der Gesellschaft, die Familie, nur zu einer feindseligen, vergifteten Festung wird, zum Kreis, zum Kränzchen, das Nichteingeweihte ausschließt«.[11] Es geht nicht um Fernethik oder Gesellschaftskritik, sondern um praktische Hilfe. Die Familie des Übergangs von der nationalsozialistischen Familienideologie (Frau als Hausfrau und Mutter, keine Berufstätigkeit, nur ›arische‹ Ehen) zur für jede Art von Paarbildung offenen Familie als »Urstufe« der demokratischen Gesellschaft sei nicht mehr vom »großen Leitmotiv [der] Geschichte der Familie, [dem] Prinzip des Patriarchalismus«[12] geprägt, sondern von der integrativen »Ästhetik des Humanen«, womit Erfahrungen der Nähe wie »das Wohnen, die Nachbarschaft und die Heimat, das Geld und die Liebe, Religion und Mahlzeiten«[13] gemeint seien, Erfahrungen, deren Referenzen im Alltagsleben verräumlicht sind, was den kulturwissenschaftlichen Zugriff auf literarische Ehen und Familien der Nachkriegszeit als Reflexionsraum für Möglichkeiten neuer, belastbarer soziokultureller Ordnungen besonders legitimiert. Unter diesem Aspekt scheint die Literatur dieser Zeit die Funktion soziokultureller und sprachlicher *Inventur*[14] (1947) zu erfüllen, um Günter Eichs (1907-1972) programmatischen Gedichttitel zu benutzen.

Genau diese Übergangsphase zwischen dem ›nicht mehr‹ delegitimierter Normalität und Normativität sowie dem ›noch nicht‹ als Erprobung möglicher neuer Rahmenbedingungen für Ehe und Familie gestaltet Wolfgang Koeppen (1906-1996) im Roman *Tauben im Gras* (1951) am Beispiel Carlas, die von einem schwarzen Amerikaner schwanger ist:

> *Sie war das Opfer, ein Opfer des Krieges, sie war einem Moloch hingeworfen, man mied die Opfer, sie war für die Mutter verloren, für die wohlanständigen Kreise der Mutter verloren, für alle Herkunft und Sitte verloren, dem Elternhaus entrissen. Aber was machte es schon? Es gab kein Elternhaus mehr. Als das Haus durch Bombenwurf zerstört wurde, hatte die Familie sich aufgelöst. Die Bande waren gesprengt. Vielleicht hatte die Bombe nur gezeigt, daß es lockere Bande gewesen waren, der aus Zufall, Irrtum, Fehlentscheidung und Torensinn geknüpfte Strick der Gewohnheit.*[15]

Nicht nur physisch gibt es das »Elternhaus« nicht mehr, sondern vor allem als »Urstufe«, als ortsfeste Verräumlichung familiärer Zusammengehörigkeit mit Werten wie Erinnerung an Kindheit und Heimat,[16] Zuflucht, Geborgenheit, vorbehaltloser Anerkennung, Schutz, Vertrauen, hat es seine Funktion verloren und womöglich hat die Bombe nur die bisher latente Fassadenhaftigkeit des Elternhauses sichtbar gemacht, das keine integrative Geschichte und Symbolbedeutung implizierte. Ist es die Bombe, die Latentes manifest macht, erhält sie die Funktion menschlicher Agency, Subjekt- und Erkenntnisfähigkeit.

> *Carla hielt nichts von ihrem Leben, sie hätte ihr Leben gern verleugnet, sie litt es, sie führte es nicht, sie glaubte sich entschuldigen zu müssen, und sie meinte die Entschuldigung der Zeit für sich zu haben, die Entschuldigung der unordentlich gewordenen Zeit, die Verbrechen und Schande gebracht hatte und ihre Kinder verbrecherisch und schändlich machte. Carla war keine Rebellin. Sie glaubte. An Gott? An die Konvention.*[17]

Im Hinweis auf das Chaos der Zeit glaubt Carla, eine Entschuldigung für ihr verfehltes, weil von keinem institutionellen Rahmen legitimiertes Leben zu finden und distanziert sich damit zugleich als fremdbestimmt von eigener Verantwortung. Sie sieht keine Möglichkeit, ihre Situation historisch zu verstehen: »Geschichte war Vergangenheit, die Welt von gestern, Jahreszahlen in Büchern, eine Kindermarter, jeder Tag aber bildete auch wieder Geschichte, neue Geschichte, Geschichte im Präsens, und das bedeutete Dabeisein, Werden, Wachsen, Handeln und Fliegen«.[18] Für Carla bleibt die Aufarbeitung der Gegenwart als Versuch, sich neu zu ordnen, indem sie sich vorurteilslos ›einmischt‹, teilnimmt, sich engagiert. Um ihre Position zu verräumlichen, erwägt sie, womöglich unter Anerkennung von Ehe und Familie, mit dem Vater ihres Kindes in Paris ein Lokal zu eröffnen mit dem Namen »niemand ist unerwünscht«.[19] Aber auch ihr Glaube an die Konvention, die normative Macht der Normalität der »wohlanständigen Kreise der Mutter«, ermöglicht ihr kein befreiendes Bekenntnis, weil ein persönlicher Adressat dafür fehlt. Gleichwohl behält die nicht mehr bestehende Familie ihre Orientierungsfunktion, wenn es heißt: »Die Kollegenschaft ersetzte die Familie«.[20] Carla führt kein Gespräch mit der Mutter über ihre Zukunft, was auch von der Mutter nicht gewünscht wird.

3. Aufarbeitung der Gegenwart

Heinrich Böll (1917-1985) markiert im »Bekenntnis zur Trümmerliteratur« (1952) ein generationsspezifisches Themenfeld.

> *Die ersten schriftstellerischen Versuche unserer Generation nach 1945 hat man als Trümmerliteratur bezeichnet, man hat sie damit abzutun versucht. Wir haben uns gegen diese Bezeichnung nicht gewehrt, weil sie zu Recht bestand: tatsächlich, die Menschen, von denen wir schrieben, lebten in Trümmern. […] Und sie waren scharfäugig: sie sahen. […] Wir schrieben also vom Krieg, von der Heimkehr und dem, was wir im Krieg gesehen hatten und bei der Heimkehr vorfanden: von Trümmern; […] Kriegs-, Heimkehrer- und Trümmerliteratur.*[21]

Literarische Gegenstände finden Böll und andere in ihrer im Raum sichtbaren Gegenwart der Nachkriegszeit wie in den darin womöglich aufgehobenen, erinnerten Gegenwarten von Krieg und Gefangenschaft, Flucht und Heimkehr. Es sind Lebensräume und -zeiten, die viele kennen und die die meisten betreffen. Indem die literarischen Figuren registrieren, was sie sehen, deuten sie ihre Welt. Dazu gehört die einfache Sprache der Texte, mit der die Menschen versuchen, die omnipräsente Unordnung in ihrem Umfeld bzw. im eigenen, überschaubaren Raum zu bilanzieren. Vor allem ist zu prüfen, inwieweit die einfachen Worte die Dinge noch bezeichnen oder ob die sichtbare Welt überhaupt noch angemessen zu benennen ist, weil die Worte womöglich belastet sind, was an Eichs Gedicht *Inventur* abzulesen ist.[22]

Obwohl Fred und Käte Bogner in Heinrich Bölls Roman *Und sagte kein einziges Wort* (1951) verheiratet sind und drei Kinder haben, leben sie nach dem Krieg nicht zusammen: Fred diagnostiziert ihre prekären Lebensbedingungen als Untermieter in der Enge der Einzimmerwohnung,[23] die Kontrolle und Lärmbelästigung durch die Nachbarn und vor allem die den Alltag prägende Armut, eine Bilanz, der Fred keinen identitätsstiftenden perspektivischen Lebenssinn weder abgewinnen noch entgegensetzen kann. Der Roman wird im April 1953 von ›Neue Literarische Welt‹ zum Buch des Monats gewählt. Begründet wird das Urteil:

> *Für die Auszeichnung war in erster Linie die Bedeutung des Romans als eines tief in die geistigen und moralischen Nöte der Zeit eindringenden Werkes maßgebend. Die Problematik einer durch das Elend der Lebens- und Wohnverhältnisse gefährdeten Ehe wird vom Autor mit sicherer Hand aufgedeckt und auf eine künstlerisch bezwingende Weise gelöst.*[24]

Angesichts der konkreten Probleme nehmen sich die Eheleute keine Zeit, um über Freds traumatische Kriegserfahrungen zu sprechen noch eine Strategie zur Verbesserung (Aufteilung der Hausarbeit, Ausgabenplanung, Anträge beim Wohnungsamt) der Situation zu entwickeln. Täglich flieht Fred vor Wohnung und Familie in die kleinbürgerliche Illusion eines Identitätswandels durch den Romantitel *Ferien vom Ich*, den er zwischen »Gartenzwerge[n], Kaffeemühlen und einer großen blonden Puppe«[25] im Schaufenster sieht.

Käte scheint seine Flucht als negative Selbstbestimmung anzuerkennen, tatsächlich aber spricht sie dem diagnostizierten »Zustand« die Agency über Fred und sich zu. »Ich weiß, dass du die Kinder liebst, auch mich, du liebst uns sehr – aber niemals denkst du daran, dass ein Zustand, der dir so unerträglich ist, dass du uns fliehst – uns langsam mordet, weil du nicht bei uns bist«. Es ist diese Anerkennung trotz aller Defizite, auf die Fred gewartet hat, die ihm seine Transformation bewusst macht. »Mir ist ganz anders, viel besser, seitdem ich weiß, dass du mich noch liebst. Du hast mir schreckliche Dinge gesagt«.[26] Ehe und Familie sind in der Krise, gleichwohl akzeptiert er sie weiterhin als Rahmen seiner Suche nach einem sinngebenden Ort, der Stabilität und Privatheit gewähren kann. Fred ist aus der Wohnung ausgezogen, könnte die Familie endgültig verlassen, sichert durch sein Einkommen den Familienunterhalt, leistet aber keine praktische Mithilfe für Haushalt und Erziehung, so bleibt es bei der konventionellen geschlechtsspezifischen Aufgabenteilung. Käte hat kein persönliches Refugium, für sie gilt die Trias von Küche, Kinder, Kirche. Seit der Zerstörung der ersten Wohnung ist die Ehe für sie ein dauernder, unkoordinierter Wechsel zwischen Funktionsorten wie »Würstchenbuden, Gulaschkanonen, […] dreckigen Kneipen, fünftklassigen Hotels […], Rummelplätzen und […] dieser schmutzigen Bude, in der wir seit acht Jahren hausen«.[27] Alle diese Orte vermitteln keine nachhaltigen Erfahrungen und Erinnerungen, sie weisen nicht über sich hinaus, ihnen fehlt die Qualität der Transzendenzerfahrung, es sind nur Oberflächen, Kulissen, Fassaden. Auch entwickeln Bogners keine gemeinsamen Interessen, in denen sie ihre Bedürfnisse zu Perspektiven verdichten könnten, weil Fred, wie er sagt, sich nicht – wie Käte – für kanonische Kultur interessiert, wohl aber für Menschen, die – wie er selbst – anders sind als andere und diese Andersheit auch sichtbar leben.

Familienleben und Interaktionen mit den Kindern finden kaum statt, diese sind vielmehr funktional für die Sichtbarmachung von Verhaltensweisen und Einstellungen der Erwachsenen, wie der kleinbürgerlichen Macht- und Ordnungsbesessenheit der Vermieterin, die sich zeigt, sobald die Kinder den Vorraum der Einzimmerwohnung betreten, der katholischen Orientierung Kätes, die die Kinder vor dem Schulbesuch täglich segnet und zum Beten aufruft, der Ambivalenz Freds als schwach und gewaltbereit, wenn er die Kinder aus Wut über die Armut der Familie immer wieder schlägt, allerdings ermöglichen ihm die Kinder auch Selbsterkenntnis und -verständigung. So als er seine Kinder zufällig aus der Ferne als Prozessionsteilnehmer inmitten von Kirchenfunktionären und ›guten‹ Katholiken wie ihrer Vermieterin wahrnimmt, die ihnen eine größere Wohnung verweigert, aber täglich die Messen besucht,[28] erkennt er, dass sie in diesem Umfeld eine persönliche Botschaft für ihn haben, die ihn verwandelt: »Und an diesen meinen Kindern, die langsam und feierlich, die Kerzen haltend, durch mein winziges Blickfeld schritten, an ihnen sah ich es, was ich jetzt erst begriff: dass wir arm sind«.[29] Diese befreiende, transformative Erkenntnis über seine Situation – dass er seine Kinder aus Wut über seine Unfähigkeit, etwas gegen die Armut zu tun, züchtigt und damit distanziert, was ihn selbst demütigt –, eine Erkenntnis, die die Kinder integriert, verwandelt ihn ebenso wie jene, als er in außeralltäglicher Erwartungshaltung einer unbekannten Frau auf der Straße folgt, in der er schließlich seine Frau Käte erkennt. Aufgrund dieser famlienintegrativen, sinnvermittelnden Selbsterfahrungen erwägt er die Rückkehr zur Familie, wenn er zu Selbstdisziplin und Offenheit fähig ist. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er die Beurteilung seiner Situation als aporetisch – er ist ausgeschlossen von einer dauerhaften und stabilen Verräumlichung seiner Situation – in eine auf seine Familie bezogen perspektivische zu transformieren. Käte, die bisher die Anforderungen von Hausarbeit und Erziehung allein bewältigt hat, muss für eine Konsolidierung von Ehe und Familie einer Neuverteilung der Aufgaben zustimmen, d.h. die Eheleute stehen vor der Herausforderung, entsprechende Diskussionen zu führen und Kompromisse einzugehen. Für Fred heißt das vor allem, praktische Verantwortung für die Familie zu übernehmen, sein ›nur unkomfortables‹ Nomadisieren bei Freunden und Kollegen aufzugeben, entweder die Einzimmerwohnung wieder zu akzeptieren oder sich ernsthaft um eine neue Wohnung zu bemühen. Freds Trennung von der Familie bedeutet die Kontinuität der Verhältnisse im Krieg. Vergleichbar mit seinen unregelmäßigen Heimaturlauben als Soldat scheint das aktuelle Verfahren, dass sich die Eheleute möglichst einmal in der Woche ein Hotelzimmer mieten, um ihre Ehe zu vollziehen. Intimleben und Privatheit sind in die Institution Hotel ausgelagert.

Getrennt voneinander erkennen sie bei Besuchen in einer Imbissstube die nicht inszenierte Authentizität, einfache Natürlichkeit, Freundlichkeit, Güte, das humane Verhalten der jungen Betreiberin, wie sie ihre Geschäfte führt, die Kunden bedient und als Personen anerkennt, vor allem aber wie sie anstelle der durch eine Bombe getöteten Mutter für ihren psychisch kranken Bruder und ihren alten Vater sorgt. Die drei Personen repräsentieren eine situationsangemessene neue Form familiären Zusammenlebens. In der jungen Frau sehen Bogners die Verkörperung ihrer Lebensvorstellung, der Kiosk wird ihnen zum Sehnsuchtsort. Sie scheint geradezu die Aura einer

säkularen Heiligen zu haben, der Bogners die Funktion der Erlösung und Verwandlung zuschreiben und die die »Ästhetik des Brotes« verkörpert,

> *das zuerst das reale, vom Bäcker oder von der Hausfrau, vom Bauern gebackene ist, doch auch mehr viel mehr – Zeichen der Brüderlichkeit nicht nur, auch des Friedens, sogar der Freiheit, und wiederum noch mehr: das wirkungsvollste Aphrodisiakum und weiterhin: Hostie, Oblate, Mazze.*[30]

Ästhetik und Moral scheinen eine Einheit von Real- und Transzendenzbezug zu bilden. Das Mädchen, ihr Bruder und Vater sind für Bogners anders als andere und auch als sie selbst, und die Drei leben diese Andersheit ohne Fassade, verräumlicht in der Imbissstube. Andersheit wird im Alltag durch die Gestaltungsmacht einzelner gemacht, weder ist die Unterstützung von Institutionen erforderlich, noch müssen gesellschaftliche Verhältnisse verändert werden. Der Raum Imbissstube wird zum Gegenraum in der Umgebung, weil die Betreiberin dem Humanen eine Chance gibt, indem sie den Betrieb nicht – im gängigen Sinn – nach utopischen Vorstellungen, sondern nach ihrem ›gesunden Menschenverstand‹ organisiert.

> *Utopia [bezeugt] ein neues Weltverständnis. Die Welt ist nicht nur einfach gegeben oder gar fertig und der menschlichen Aktivität daher weitgehend entzogen, sondern sie ist dem Menschen aufgegeben, daß er sie in die Hand nehme und sie neu und vernünftig formiere. Die Ordnung der Welt ist nicht etwas, was zu bewahren oder wiederherzustellen ist, […] sie ist weder in der Heilsordnung […] noch in der Tradition festgelegt und sanktioniert. Sondern sie ist vom Menschen durch Vernunft heraufzuführen, ja zu produzieren.*[31]

Schon der Name ›Imbissstube‹ statt Imbissbude oder Kiosk suggeriert ein familiäres Selbstverständnis, für das die Kunden persönliche Gäste der Familie sind, die in der ›guten Stube‹, dem Wohnzimmer, empfangen werden. Die drei Personen repräsentieren für Bogners eine ›heile Familie‹, wobei die Assoziation der ›heiligen Familie‹ nahe liegt, die ihre Identität im Übergangsort Imbissstube – räumlich und sozial – gefunden hat, wozu die wechselseitige familiale Solidarität und – als soziale Komponente – Offenheit und Vertrauen gegenüber den Kunden gehören. Regelmäßige katholische Praktiken kommen hinzu. Diese Familie grenzt niemand aus, sondern öffnet sich und bezieht andere in ihren Raum ein, so stundet die Betreiberin Käte die Bezahlung bei deren erstem Besuch.[32] Auch gibt es für diese Familie – anders als für Käte – keinen dauernden Kampf gegen Staub und Schmutz, es gibt keine Unordnung, alles hat seinen sinntragenden Platz, daher ist der Drogistentag mit seinen Angeboten für bloß äußere Hygiene und Sauberkeit unerheblich angesichts der praktizierten Humanität und Reinheit in der Imbissstube. Verweist doch Reinheit auf einen zumeist rituell hergestellten kulturellen Zustand, der über das bloß Funktionale, Situative, Sichtbare, die Oberfläche hinausgeht und zumeist auf einen religiösen, transzendenten Zusammenhang verweist, der den Menschen Zuversicht gibt. Dagegen fürchtet Käte, dass Fred sie tatsächlich endgültig verlassen könnte (»mein Herz blieb stehen, setzte heftig wieder ein, blieb wieder stehen«, sagt dieser doch ein Wort: »Ich komme wieder, […] komme bestimmt wieder, komme zu euch zurück, aber ich möchte nicht, dass ich zu etwas gezwungen werde, was ich gern von mir aus tun würde«.[33]

Im Roman *Haus ohne Hüter* (1954) kontrastiert Böll am Beispiel von zwei alleinerziehenden Müttern, deren Ehemänner im Krieg gefallen sind, schichtspezifische Varianten der Familienkonsolidierung. Die wohlhabende, großbürgerliche und attraktive Nella Bach ist Tochter eines Fabrikanten und Witwe des Obersoldaten und bekannten Dichters Raimund Bach, die finanziell beengte, kleinbürgerliche Wilma Brielach ist Witwe des Feldwebels Brielach und berufstätig. In beiden Fällen hat die politische Geschichte unmittelbar die geplanten Familienperspektiven aufgehoben, die Gegenwart ist in Unordnung, weil ihr für die historische Referenz auf den Tod der Väter eine in die Familiengeschichte und Selbstverständigung der Frauen integrationsfähige Deutung fehlt. Daher geht es nicht um die Aufarbeitung der Vergangenheit, sondern um die der Gegenwart, die ihre Vergangenheit macht, indem sie ein Narrativ erarbeitet, das den Tod der Väter für die Deutungs- und Lebensbedürfnisse sowie der Perspektiven der Familien und Witwen akzeptabel macht.

Verbunden sind beide Familien durch die Freundschaft der 11jährigen Söhne, soziokulturell unterscheiden sie sich erheblich. Nella Bach bewohnt ein eigenes Haus zusammen mit ihrer Schwiegermutter und einer Geflüchteten, dem Russen Glum und Albert, Freund, Kriegskamerad und Augenzeuge von Rais Tod, Geld ist ausreichend vorhanden, Nella nimmt oft an literarischen Abendveranstaltungen teil oder hat selbst Gäste in ihrem Haus, an prominenter Stelle hängt ein gemaltes Porträt von Rai Bach. Brielachs wohnen zur Miete, Geld ist grundsätzlich knapp, daher ist es das Hauptthema in der Familie, durch Schwarzmarktgeschäfte unterstützt der Sohn seine Mutter, ein Foto erinnert an den Vater, der Krieg ist kein Thema. Frau Brielach führt wechselnde ›Onkelehen‹, lässt ein Kind gegen den Willen des Vaters abtreiben und bekommt gegen den Willen eines anderen Mannes eine Tochter. Wohl auf Dauer zieht sie mit ihren Kindern bei einem Bäcker als dessen Angestellte und – womöglich – Geliebte ein. Nella weist mehrfach daraufhin, dass sie »seit Rais Tod […] nicht wirklich einen Mann gehabt«[34] habe.

Während die näheren Umstände von Brielachs Tod unbekannt sind, was seiner und seiner Familie Durchschnittsexistenz entspricht, gehört zu Rai, dem Intellektuellen, Pazifisten und Unternehmenserben auch die Geschichte eines eigenen, singulären Todes, die Albert als Augenzeuge erzählt und legitimiert. Wegen einer ironischen Bemerkung gegenüber dem Leutnant Gäseler schickt dieser Rai allein mit einem ›Himmelfahrtskommando‹ in den Tod, Albert ohrfeigt Gäseler daraufhin und wird mit sechs Monaten Gefängnis bestraft. Zur »Ästhetik des Humanen« gehört, »wie man der Toten gedenken sollte, [um] das Schweigen der Toten«[35] hörbar, also präsent in der Gegenwart zu machen.

Hier sieht Nella ihre Aufgabe, um sich und ihrer Familie wieder Selbstachtung und Ordnungsstruktur zu geben. Zentral für den Roman ist daher ihre ›private‹, intellektuelle Gegenwartsaufarbeitung, die restaurative Tendenzen wie die gesellschaftliche Integration und Karriere von Belasteten offenlegt. Hier zeigt Böll, dass es keine ›Stunde Null‹[36] gegeben hat, sondern dass zum demokratischen Anfang auch personelle nationalsozialistische Kontinuitäten gehörten.

Sekundiert wird Nellas Erinnerungsarbeit durch die Großmutter, die ihrem Enkel Martin täglich den Schuldigen am Tod des Vaters als Täter präsentiert. Zwischen Unordnung, Defizienz und Sinnabsenz der »eiernde[n] Gegenwart« und die »scheinbar so sauber rotierende Vergangenheit schob sich eine dritte, grellgelb dahinsausende Scheibe: die Zeit, die nie gewesen, das Leben, das nie gelebt worden war […] und nie würde zu leben sein: das Leben mit Rai«.[37] Ihr Ziel ist, für Rai einen Erinnerungsort zu schaffen, ihn in ihrer Gegenwart präsent zu haben, indem sie die Kontinuität seiner dichterischen und politischen, pazifistischen Intentionen sichert. Wenn ein Familienleben mit Rai nicht möglich ist, muss sie seinen Tod in die Familiengeschichte integrieren, um die Familie zu vervollständigen.

Gäseler, der als Feuilletonredakteur und Referent bei katholischen Tagungen seine Karriere betreibt, hat Nella zu einem Vortrag eingeladen und möchte die gemeinsame Anreise in seiner Limousine dazu benutzen, nach den gesellschaftlichen Üblichkeiten ein Verhältnis mit ihr zu beginnen. Sie setzt ihr Lächeln ein, das ihn sicher macht, während ihre Redebeiträge, in denen sie seine Leerformeln des small talk wörtlich wiederholt, ihn misstrauisch machen. »›Hübscher Ort‹, sagte er. Sehr hübsch, sagte sie. [...] Entzückende Gegend‹, sagte er. Entzückend, sagte sie«.[38] Seine launig gemeinten Anekdoten über die Gegend sind ihr schon seit langem bekannt. Sie bringt nicht die Energie auf, ihn zu hassen, sondern reagiert mit intensiver Langeweile. Seine wenig originellen Annäherungsversuche – ein Foto während einer Fahrtpause, sein Arm um ihre Schulter – scheitern kläglich, sie lässt sich den Film geben und weist ihn dreimal daraufhin, dass er sie nicht berühren möge, »es langweilt mich so«. Sie lenkt das Gespräch auf den Krieg, er gibt zu, dass er beim Tod ihres Mannes am gleichen Ort war.

> *Alles vergessen, sagte er, systematisch meine Erinnerung geschlachtet. Man muss den Krieg vergessen. Ja, sagte sie, und die Witwen und Waisen und alles, was dreckig war, und eine schöne, saubere Zukunft bauen. […] Mein Mann hasste den Krieg, und ich werde Ihnen kein Gedicht für Ihre Anthologie geben, wenn Sie nicht einen Brief dazunehmen, den ich aussuche. Er hasste den Krieg, hasste Generäle, das Militär – und ich müsste Sie hassen, aber merkwürdig, Sie langweilen mich nur. […] Ich müsste Sie hassen, sagte sie, wenn ich nicht da aufgehört hätte zu leben, wo mein Mann starb. Das wollte ich: seinen Hass weiterhassen, denn er, wenn er Sie gekannt hätte, heute, oder damals, er hätte Sie nur geohrfeigt. […] Dieser kleine Streber flößte ihr keinen Hass ein: er war nicht der schwarze Mann, der Bösewicht, wie Mutter ihn in des Jungen Phantasie zu graben versuchte: eitel war er, nicht einmal dumm, und er würde Karriere machen.*[39]

Nella desavouiert Persönlichkeitsstruktur und politisches Denken Gäselers, der humorlos ist, den Krieg verdrängt, ausführt, was von ihm verlangt wird, sich opportunistisch an die jeweiligen Verhältnisse anpasst, aber nicht der Inbegriff des Bösen ist, die Großmutter überschätzt ihn, wie Nella sagt. Er sieht sich in der scheinbaren Sicherheit des Aufsteigers, denn was würden andere verlieren, wenn er scheiterte. Er möchte seine Intellektualität ebenso anerkannt sehen wie seine bloß begrenzte Machtposition im Krieg. Nella verdichtet dies zu seiner Durchschnittlichkeit und Langweiligkeit, die nicht einmal ihren Hass motiviere. Sie nimmt ihn nicht ernst, er hat weder Verständnis für eigene Schuld noch für ihr Leid, in ihrer Erinnerung erhält er keinen Ort. Allenfalls

geht diese Episode als Erinnerungsstation in die Erinnerungsgeschichte des Dichters Rai ein. Zwar hat Nella nicht auf die kollektive Erinnerung und deren restaurative Orientierung einwirken können, wohl aber hat sie für sich ein Stück Gegenwart aufgearbeitet, Gäseler ist kein Thema mehr.

4. Wirtschaftswunder

Martin Walsers (1927-2023) Roman *Ehen in Philippsburg* (1957) präsentiert Ehe und Familie in der Tradition Bölls verbindlich noch im Kleinbürgertum, während die ›bessere Gesellschaft‹ aus gesellschaftlichen Gründen (Norm, Auffälligkeiten vermeiden, Tradition, Versorgung, Steuervorteile, Selbstpräsentation) zwar Ehen schließt, tatsächlich aber die Ehe als Fassade versteht, um im Schutz offizieller Wohlanständigkeit außereheliche Beziehungen und Liebschaften zu praktizieren. Gleichwohl gilt das fiktive Philippsburg als exemplarisch für die Reziprozität von Individuellem und Gesellschaftlichem, für die Auswahl dessen, was an Moden usw. zählt und soziokulturelle Angebote wie Theater, Verkehrsinfrastruktur, Ausweisung von Bauland, Eigenheimbau, Gesundheits- und Sporteinrichtungen betrifft. In der dominanten Konsumentenhaltung macht sich die Zeit des sog. Wirtschaftswunders mit Auslandsurlauben,[40] Einkommenserhöhungen, Vollbeschäftigung, neuen Unterhaltungs- und Fernsehformaten, Autos und dem Gleichstellungsgesetz (1957) bemerkbar. Böll spricht von »Prosperitätskulisse«.[41] Neben Tendenzen zu Vermassung sind Selbstverwirklichung und Individuierung festzustellen.

Am Beispiel des Protagonisten Hans Beumann, der als »uneheliches Kind einer Bedienung, das im Dorf aufgewachsene, familienlose Einzelkind!« präsentiert wird, erschließt Walser Geltung von Ehe und Familie in Philippsburg. Beumann kommt wegen eines Stellenangebots in die Stadt, wird Untermieter bei der kleinbürgerlichen Familie Färber, die damit ihr Einkommen erhöht, wo »alles so sauber war, wenn auch dunkel und kahl«, die mit vier Kindern in einem »Häuschen« wohnt, das Herr Färber, »Vorarbeiter in einer Edelmetallfabrik«, weitgehend allein »aufgebaut habe«, während sie Reinigungskraft »im Polizeigebäude«[42] ist. Um das Häuschen mit zu finanzieren, ist der älteste Sohn als Hilfsarbeiter tätig, anstatt eine Lehre zu machen und sich Bildung und Ausbildung zu widmen. Insgesamt spielt das Thema Arbeit kaum eine Rolle.

Mit dem Besuch bei seiner Studienkollegin Anne Volkmann ändert sich Beumanns soziale Situation fundamental. Anne lebt als Einzelkind noch in der Villa ihrer Eltern in einem parkähnlichen Garten. Während ihre Mutter allen modischen Trends gegenüber aufgeschlossen ist, schien Anne »aus Protest gegen sie […] eine alte Jungfer werden zu müssen. Natürlich wollte sie einen Mann, das war nicht zu überhören gewesen. Aber vor allem wollte sie nicht so sein wie ihre Mutter«, die sich als unkonventionell und – gegen den Willen Annes – als Freundin ihrer Tochter präsentiert. Ihr Vater, Fabrikant und Präsident des Industrieverbands, für den ein Pressedienst aufgebaut werden soll, bietet Beumann die entsprechende Stelle an »und Anne sollte seine Mitarbeiterin werden«. »Er wurde gebraucht! Zum erstenmal in seinem Leben wollte ihn jemand haben. […] Er hatte sich nie vorstellen können, dass man ihn irgendwo brauchen würde«.[43] Bei einer

Party, der neuen Geselligkeitsform, bei Volkmanns wird Beumann in die »lebenslustige[] Philippsburger Gesellschaft« eingeführt. Es gelingt ihm, Anne zur Abtreibung und zum Aufschub der Hochzeit zu überreden. »Heiraten ja, aber doch nicht unter Zwang, doch nicht unter solchen Umständen«. Weil der Philippsburger Gynäkologe die Abtreibung aus gesellschaftlichen Gründen ablehnt, wird diese in einer dubiosen Einrichtung durchgeführt und verursacht Komplikationen, so dass Anne eine Zeitlang nicht öffentlich in Erscheinung treten kann und dies ihren Eltern gegenüber mit einem Besuch bei einer Freundin rechtfertigt. Die Frau des Gynäkologen begeht wegen dessen diversen Verhältnissen Suizid, »man hatte den Eltern wie der übrigen Welt eine glückliche Ehe vorgespielt«. Als in Volkmanns Villa die Verlobung Annes und Beumanns gefeiert wird, hat er sich schon den Gepflogenheiten der Trennung von Sex und Ehe angepasst, besucht regelmäßig den Nachtclub und hat eine Geliebte. In dieser Atmosphäre von Heuchelei, Unaufrichtigkeit, korrupten Strukturen, in dieser Gesellschaft als »freiwillige Vereinigung wohlhabender Leute, die einander angenehme Sätze sagten«,[44] können auch Ehen nur fassadenhaft sein.

Eine wieder andere Version der Familiengestaltung präsentiert Böll in *Billard um halb zehn* (1959). Er erzählt die Geschichte der drei Generationen der Architektenfamilie Fähmel vom 6. Sept. 1907 bis zum 6. Sept. 1958, dem 80. Geburtstag Heinrich Fähmels, wie sich Erlebnisse und Erfahrungen einzelner Familienmitglieder mit den von der Mehrheit propagierten und institutionalisierten politischen Wertungen, Deutungen und zugehörigen Praktiken verschränken. Dabei ergibt sich keine linear aufgebaute Geschichtserzählung, sondern ein assoziativ wie aus mündlichen[45] Segmenten verschiedener Zeiten zusammengesetzter Überblick über soziale, politische, religiöse, kulturelle Strukturen, die die Gegenwart prägen. Als Familienalltag scheinen Aufbau und Tradierung der divergenten politischen Orientierung der Familie zu gelten, Familienleben im konventionellen Sinn ist eher kein Gegenstand des Romans.

Für die Karriere Heinrich Fähmels, der aus der Provinz in die Großstadt – Köln – kommt, sind drei Ereignisse konstitutiv: 1. die Inszenierung eines bis 1958 öffentlich mit den stets gleichen Elementen im Café aufgeführten Frühstückrituals,[46] so dass die Öffentlichkeit über ihn spricht, 2. seine Hochzeit mit Johanna Kilb, Tochter aus großbürgerlicher, alteingesessener Familie, 3. der Gewinn des Wettbewerbs zum Bau einer Benediktinerabtei gegen die bekannten und bei öffentlichen Aufträgen gleichmäßig berücksichtigten Mitbewerber. Soziale Aufmerksamkeit und politisches Relief gewinnt die Familie weiterhin aus den sozialkritisch gewerteten Erzählungen der Sterbefälle von Kindern und Verwandten als Folgen einer kriegsbedingten Epidemie. Weiteres Relief als politisch abweichend gewinnt die Familie beim Empfang des Standortkommandanten, durch Johannas Rede vom «kaiserliche[n] Narr[en]«, die sich überdies vegetarisch und abstinent am Büffet verhält und alle Tänzer abweist. Vor dem »Ehrengericht«[47] bekennt Fähmel nicht, dass er die politische Position seiner Frau teilt, sondern versucht, ihr Verhalten nicht als politisches Bekenntnis, sondern bloß als peinlich durch den Hinweis auf ihre emotional angespannte persönliche Situation (Schwangerschaft, Traumatisierung durch den Kriegstod zweier Brüder und den Tod einer Tochter vor einigen Jahren) zu entkräften.

Fähmels unterstützen politisch Verfolgte, Minderheiten und erziehen auch ihren einzig überlebenden Sohn Robert in dieser Haltung der Ablehnung der je herrschenden politischen Ideologie in Deutschland, weil diese Gewalt, Militarismus, Unterdrückung, Anpassung propagierten. Roberts Ehefrau Edith, die aus einer ausgegrenzten Familie stammt und »nicht einmal alle Volksschulklassen durchgemacht« hat, prägt dafür den Begriff »Sakrament des Büffels«, das zu kosten Robert sich weigert, weshalb er als verdächtig gilt. Der Gegenbegriff lautet »weide meine Lämmer«.[48] Weil er diskriminierte und gezüchtigte Klassenkameraden unterstützt, muss er selbst diese Prozedur erleiden. Edith wird mit ihren Kindern vom Schwiegervater aufgenommen, als Robert untertauchen muss. Dieser wird als Architekt Sprengspezialist und sprengt unmittelbar vor Kriegsende 1945 auf Befehl eines fanatischen Generals die von seinem Vater erbaute Abtei, um freies Schussfeld zu schaffen. Obwohl sein Sohn Joseph die Sprengzeichen an der Ruine als die seines Vaters identifiziert, ist er bereit, die Abtei wieder aufzubauen. Mit Hilfe ihrer christlichen Basis scheint die Familie Fähmel die politischen Wechsel zu überstehen.

Kontrastiv gehören zur Familiengeschichte detailliert erzählte Geschichten politisch fanatisierter Personen wie der Schwiegermutter Josephs, die ihre Tochter, Josephs Braut, als Kind töten wollte, weil »er […] es befohlen« habe, und die nun die gerettete Tochter der Pflegefamilie entziehen will, weil doch »die Stimme des Blutes«[49] auch bei der Tochter sprechen müsse.

5. Studentenbewegung

Den zeitgeschichtlichen Rahmen von Uwe Timms (*1940) Roman *Heißer Sommer* (1974) bildet die Studentenbewegung mit soziokulturellen Phänomenen wie Frauenemanzipation, ›sexuelle Befreiung‹, Wohngemeinschaften, Auschwitzprozesse, Liberalisierung der Universitäten, Politisierung der Studierenden und ihrer Sprache. Erwähnt werden Ereignisse wie der Tod (2. Juni 1967) des Studenten Benno Ohnesorg (1940-1967) während des Besuchs des Schahs in Deutschland, der Sturz des Wissmann-Denkmals in Hamburg (31. 10./01.11. 1968) aus Protest gegen den deutschen Kolonialismus (1884-1919). Daran ablesbar sind soziopolitische und -kulturelle Einstellungen, die nicht nur ein konsistentes Denken in Zusammenhängen, sondern auch die Bereitschaft verraten, für Überzeugungen ›auf die Straße‹ zu gehen, insgesamt politische Theorie und Praxis zu verbinden und diese Aktivität als Bestandteil des Studiums zu betrachten, während das fachliche Engagement zurückgestellt wird. Nicht berücksichtigt wird das Phänomen der Babyboomer, die Familie des Protagonisten hat zwei Kinder, Christa ist Einzelkind. Insgesamt spielt die Perspektive der Kinder in den Romanen dieser Zeit – anders als in Bölls erstem Roman – ebensowenig eine wesentliche Rolle wie Heirat und Familiengründung. Es geht um Selbstfindung und -verwirklichung, daher gewinnen asiatische Meditationsformen und der Konsum psychoaktiver Substanzen an Bedeutung. Für den Anfang der 1960er Jahre (1964) notiert Wolff: »In dieser Zeit steuerten wir schon auf die beginnende Studentenrevolte zu, und da heiratete eigentlich niemand mehr, der etwas auf sich hielt«.[50] Ehe als Form des Zusammenlebens wird mit zunehmender sexueller Befreiung unmodern.

Aufgrund der daraus folgenden veränderten Lebenspraktiken kommt es zu vielfältigen Konfliktkonstellationen mit der Elterngeneration, was Timm an scheinbarer Unzeitgemäßheit bürgerlicher Lebens- und Familienformen illustriert.[51] Obwohl sich hier in deskriptiver, womöglich sogar in explikativer Funktion die Wendung von der ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹[52] anbieten mag, halte ich Kosellecks Begriff der »Zeitschichten«[53] für angemessener, da vorgeblich Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes zum Bild *einer* Gegenwart gehören und diese gerade durch ihre Polarität prägen.

Der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen in der Provinz stammende Protagonist Ullrich, der sich zum SDS zählt und diese Orientierung zumindest temporär als Mittel sozialer Mobilität durch persönliche Emanzipation zu sehen scheint, nimmt während eines Besuchs bei seinen Eltern mit seiner Studienkollegin Christa, einer Arzttochter, zum ersten Mal die zu eng und dunkel möblierte Wohnung sowie die mangelnde intellektuelle Offenheit seiner Eltern wahr, die sich mit Mutter und Vater ansprechen. Er schämt sich für sie. Auch verschärft sein ideologisch verdichtetes Bewusstsein seine Wahrnehmung der nichtakademischen Eltern, denen entsprechende Wertvorstellungen, Erfahrungen und schlicht Informationen fehlen.

> *Er sah plötzlich den Schrank. Diesen klobigen Eichenschrank mit den Voluten an Ecken und Türen und den dreifach kannelierten Leisten. Hinter bräunlich, bleigefasstem Glas Bücher, Goethe und Schiller: Goldlettern in Leder gepunzt. Daneben Simmel und Dwinger. Den Schrank hatte sich Ulrichs Vater anfertigen lassen, nach eigenen Entwürfen, wie er immer wieder betonte, solide Handarbeit (Vorkriegsware, wie er sagte). […] Der hält noch ein paar hundert Jahre, pflegte sein Vater zu sagen, und, über das Holz streichend: Der wird uns noch alle […] überleben.*[54]

Haltbarkeit, massives Material, Nachhaltigkeit sind Eigenschaften, die die Eltern, vor allem der Vater als Möbelhändler, schätzen, weil sie nicht nur von Modetrends, sondern auch von der Komplexität der Kategorie des Neuen als Interesse an und Aufgeschlossenheit für innovative Ideen, Veränderungen und Reflexivität der Tradition befreien, was aber auch heißt, dass die Eltern offenbar kein Verständnis für Geschichtlichkeit und Historizität haben. Wissen generieren sie vor allem aus persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen, was zählt, sind Beständigkeit und Wiederholung des Gleichen, die Routinisierung der Alltagsabläufe. Klassiker mit Goldaufdruck als Beleg der Orientierung an kanonischer Bildung und daneben die Autoren, deren Werke womöglich gelesen werden (»Simmel und Dwinger«). Ullrich kann die Unglaubwürdigkeit und Heuchelei, die doppelte Moral und Toleranz gegenüber eigenen Verletzungen bürgerlicher Tabus seines Vaters nicht vergessen. So erinnert er eine Szene, in der er zufällig bei der nächtlichen Heimkehr seinen angetrunkenen Vater mit dessen »Kegelbrüdern« vor dem Bordell gesehen hatte. Als Ullrich nach Hause kommt, empfängt ihn der schon anwesende Vater mit dem Tadel »schon ganz schön spät, was«. Aber auch den nicht aufgearbeiteten Egoismus der »Kriegskameraden« stellt Ullrich bloß. Seine Eltern und er mit ihrem Hund besuchen den Kriegskameraden unangekündigt. Dieser bedauert, dass seine Familie gerade das Mittagessen beendet habe, der Geruch nach Gebratenem steht noch im Wohnzimmer, »etwas früher und sie hätten mitessen können, es sei

fast zu reichlich gewesen«. Im Wohnzimmer sitzt der Hund sofort unter dem Sofa und erzeugt kratzende und zerrende Geräusche. Die Männer unterhalten sich über Kriegserlebnisse in Russland. Als der Hund immer lauter wird, soll Ullrich ihn holen, »wogegen der Kamerad heftig protestiert und sagt, man solle doch wenigstens dem Hund seine Freude lassen in diesen Hundezeiten«. Schließlich zieht Ullrich den Hund mit »eine[r] große[n] gebratene[n] Gans« unter dem Sofa hervor.» Als Ullis Mutter eingreifen will, sagt der Kamerad immer noch: Nun laß doch den Hund«.[55]

Der Vater möchte sich dadurch bei Christa einen Namen machen, dass er ihr einen Namen macht, indem er ihren Besuch durch Rotwein, französischen, aus dem Alltag der Familie »Zur Feier des Tages« hervorhebt. Unübersehbar ist die Verräumlichung des kleinbürgerlichen Außeralltäglichen. Der Vater hat eine Krawatte angelegt, die Mutter holt »die Römer aus dem Eichenschrank«, gegessen wird am vollständig gedeckten Tisch, »wenn keine Gäste da waren, aßen sie das Brot aus der Hand«. Das Tischgespräch verläuft schleppend und beschränkt sich auf situationskonkrete Themen wie den Reiseverlauf, die Speisen, die Lage der Möbelbranche, den Heimatort Christas usw., vor allem die Eltern sprechen. Es werden Tatsachen ausgetauscht und bestätigt, Objekte in ihrer Äußerlichkeit und Vorgänge in ihrem linearen Ablauf beschrieben, nicht aber Zusammenhänge gesehen und reflektiert, Begriffe und ihre Erfahrungsschätze werden nicht erläutert oder definiert, Kritik und Widerspruch kaum vorgebracht. Die Eltern zeigen ein binäres Weltbild des ›entweder oder‹, Alternativen ›sowohl als auch‹ werden kaum geäußert und Diversität offenbar nicht zugelassen. Nach Ullrichs Meinung stellt sein Vater Christa »peinigende«, weil allzu direkte, Fragen nach ihrer Familie, ihrer Heimatstadt, deren Nähe zur DDR. Potentiell abstraktere Themen wie die Proteste der Studierenden provozieren Konflikte zwischen Sohn und Vater, der auf Ullrichs finanzielle Abhängigkeit von ihm – Machtposition – hinweist, was diesen zur Anpassung verpflichte. Ullrich weist die Unterstützung als Kleinigkeit zurück, »wenn dir deine dreihundert Mark so schwer fallen, dann muß du das sagen. Ich kann auch jobben«. Beim verallgemeinernden Hinweis des Vaters, dass die Studenten wohl nur noch randalierten, nicht mehr studierten, antwortet Ullrich ebenso pauschal, anstatt seinen Vater über die Verhältnisse an den Universitäten und seine Auffassung von Fortschritt, Progressivität aufzuklären: »Niemand randaliert, ausgenommen die Polizisten«. Darauf versucht die Mutter zu vermitteln: »Jetzt hol ich mal den Nachtisch«. Christa nutzt die Gelegenheit: »Ich helfe Ihnen, sagte Christa und stand gleich auf«. Als Hausfrau sieht sich die Mutter nicht nur zuständig für Kochen und Mahlzeiten, sondern auch für den häuslichen Frieden, die Vermittlung zwischen Sohn und Vater. Dieser reagiert auf bestimmte Stichworte bei der Mahlzeit wie z.B. »Himbeersoße« mit kleinschrittigen Erlebnisberichten aus dem Krieg. Förmlichkeiten wie das gemeinsame Anstoßen »auf die Heimkehr des verlorenen Sohnes« wirken ungewohnt, künstlich und daher peinlich. Was zählt, ist eine auch im übertragenen Sinn saubere, polierte Oberfläche, an der nichts hängen bleibt. Es sind Werte des Situativen, nicht der Nachhaltigkeit.[56] Durch Form und Inhalt der Fragenformulierungen des Vaters und dessen kommunikatives Verhalten insgesamt sieht sich Ullrich zunehmend distanziert von den Eltern.

Auch das Weihnachtsfest endet im Streit über die Angemessenheit der kleinbürgerlichen Form des christlichen Festes. Die Eltern versuchen eine Inszenierung (»Türen verschlossen, geheimnisvolles Rascheln, Duft des Gänsebratens, der brennende Weihnachtsbaum, Leuchten der Kerzen, die Augen seiner Mutter, Bescherung, Platte mit Weihnachtsliedern«) des Selbstverständlichen wie jedes Jahr ohne Beteiligung der mittlerweile erwachsenen Söhne. »Ein richtiges Familienfest, sagte sein Vater, und das soll es auch bleiben«, richtig als Funktion der Deutungshoheit des Vaters. Wenn zur kleinbürgerlichen Familie die Beschwörung der ›richtigen‹ Familie gehört, scheint dies zu bedeuten, dass dieser Anspruch der Familie zumindest nicht gesichert ist. Für Ullrich war es jedesmal ein Fest der Angst wegen seines Gedichtvortrags, der dennoch niemals ausgesetzt wurde. So reist er ab, seine WG ersetzt ihm die Familie, die offenbar auch für ihn die Norm für Geselligkeit an Weihnachten darstellt. Der Aufmerksamkeit der anderen für Christa und sich ist er sich sicher: »Als Paar sind wir ungeheuer publikumswirksam«, sie schön und schick mit langen braunen Beinen, kurzem Kleid, er langhaarig mit verschlissener Kleidung.[57]

Kurz nach Weihnachten besucht Ullrich Christa in Ratzeburg. Deren Familie bewohnt ein großes, helles Haus direkt am See, die Mutter ist modisch gekleidet, wirkt jünger als von Ullrich erwartet, der Vater hat ›einen Bauch‹, was Ullrich auch nicht erwartet hat, es gibt eine Bücherwand, ein besonderes Esszimmer, Holzstiche von Grieshaber, die Goethe-Ausgabe letzter Hand, eine besondere Kleist-Ausgabe vom literaturbeflissenen Großvater, Bestecke mit Gravur, Rotwein, Fasan, Mocca, die ältere Küchenhilfe isst nicht mit, was Ullrich auffällt, was er aber nicht thematisiert. Die Gespräche sind nicht angestrengt, intellektuell anregend und anspruchsvoll, situationsabstrakte Themen, Zusammenhänge statt Details, über Literatur, Vorfahren und deren Eigenheiten, jedes Objekt hat seine Geschichte, Christas Vater erzählt die Geschichte seines Ahns aus der Zeit Napoleons wie eine Kalendergeschichte. Ullrich genießt es, zuhören zu können, nicht gefragt – d.h. für ihn ›geprüft‹ – zu werden und erzählt dann – situationskonkret wie sein Vater – von einem Kriegskameraden des Vaters, der NPD wähle und antisemitisch sei. Christas Eltern sprechen vermittelnd von Ausnahme, diese selbst versucht einen Themenwechsel. Als Liberale sind Christas Eltern für Ullrich akzeptabel.

Nach politischer Theoriearbeit hat Ullrich das Bedürfnis, praktische Fabrikarbeit zu leisten. Von seinem Lohn finanziert er weitgehend die WG und fordert dann – womöglich in Annäherung an die Haltung seines Vaters als ›doch‹ realistisch und lebenspraktisch – dass die anderen mehr beitragen sollten. »Ich schufte und ihr bumst hier rum«.[58] Schließlich geht er nach München, um Volks- heute Grundschullehrer, nach Möglichkeit als Beamter, zu werden, um Arbeiterkinder politisch aufzuklären. Nicht berücksichtigt in den hier vorgestellten Texten werden politisch grundierte Parallelinstitutionen zu Kindergärten wie die in freier Trägerschaft geführten Kinderläden seit den 1960er Jahren, die eine antiautoritäre Pädagogik für Vorschulkinder vertreten. Timm gestaltet die Gleichzeitigkeit von zwei Familien, wovon die eine ein eher kleinbürgerliches Familienmodell lebt, die andere ein bildungsbürgerlich-akademisches. Ullrichs Eltern scheinen Christas selbstverständliches Verhalten als Norm zu akzeptieren, der sie durch die wiederholten

Hinweise auf die außerordentliche Gestaltung des Abendessens zu entsprechen versuchen, während Ullrich sich in Christas Familie angesichts des hellen Einfamilienhauses, der modernen Einrichtung, der Tatsache einer Hausangestellten sowie vor den ihn beeindruckenden Zeugnissen von Bildung und Tradition und dem zwanglosen kommunikativen Umgang damit sich fremd und verunsichert bis unterlegen fühlt. Danach ist tendenziell eine Annäherung an Werte und Denkweise seines Vaters nicht zu übersehen.

6. Feminismus

Birgit Vanderbeke (geb. 1956) verdichtet in ihrer Erzählung *Das Muschelessen* (1990) Problematiken des Patriarchalismus der bürgerlichen Familie bis zur Rebellion gegen die ›Herrschaft‹ des Vaters. Um diesen nach einer wichtigen und mutmaßlich erfolgreichen Dienstreise anerkennend und mit Ehren zu empfangen, hat die Mutter ein rituelles Muschelessen (förmlich gedeckter Tisch, bestes Geschirr, Blumen, gekühlter Wein, Anwesenheit der kompletten Familie, besondere Kleidung, Ehrenplatz für den Vater, Muscheln bei korrekter Temperatur, Beginn des Essens erst bei Ankunft des Vaters), die Lieblingsspeise des Vaters, vorbereitet, das zur Aufführung des Antirituals ›Emanzipation der Familie‹ invertiert wird, weil der Vater nicht zurückkommt.

Jede Dienstreise des Vaters ist Zeichen und Gelegenheit für die Familie zu freier, reflexiver Selbstbestimmung und -verwirklichung. Mutter und Kinder sind frei zu tun, was sie wollen, sie verräumlichen temporär die weibliche Ordnung der Identität von Sein und Wollen gegen die männliche von Sein und Sollen. Zunächst bilanziert und reflektiert die Familie den ihrer Meinung nach grundsätzlich unzutreffenden Leitbegriff der »richtigen Familie« mit den vom Vater dafür gesetzten Maximen.

> *Wenn er auf Dienstreise war, dann kippte der ganze Tagesplan um, und alles war anders als sonst; es gab Kakao und Käsebrötchen, wir aßen, wann immer wir wollten, manchmal im Stehen in der Küche und aus der Hand. Ich glaube nicht, daß wir je mit Messer und Gabel gegessen haben, während mein Vater auf einer Dienstreise war. Wir sind richtig verwildert.*[59]

Als zentrale Merkmale der weiblichen Ordnung gelten Formlosigkeit und Ungezwungenheit, Spontaneität und Verzicht auf Regelmäßigkeit in alltäglichen Dingen. Je länger die Familie wartet, desto eindeutiger und bestimmter wird der Wunsch geäußert, er möge gar nicht mehr kommen, »weil es uns keinen Spaß mehr machte, eine richtige Familie, wie er es nannte, zu sein. […] alles in dieser Familie drehte sich nur darum, daß wir so tun mußten, als ob wir eine richtige Familie wären, wie mein Vater sich eine Familie vorgestellt hat«: »In einer richtigen Familie« gibt es keine »Heimlichkeiten«, auch keine »Verbote«, Väter können »auf ihre Söhne stolz« sein, abends wird »etwas gemeinsam gemacht«, sonntags gehört es sich für eine richtige Familie, »dass immer alle etwas gemeinsam machen«. So entwickelt die Familie eine Sprachregelung für Zeiten der An- und Abwesenheit des Vaters, für die Mutter bedeutet das »Umstellung« vom selbst entscheidenden Ich zur Unterordnung unter den Vater, vom »Haushaltsgesicht (abgespannt, erschöpft«) zum »Feierabendgesicht«,[60] das sie immer wieder nachschminken muss. Mit

andauerndem Warten wirken die Muscheln zunehmend »ekelhaft«, die Familie distanziert sich vom Symbol des Vaters, so dass die Mutter als Ausdruck eigenen Wollens den vorbereiteten, gekühlten »Wein, […] eine Spätlese, etwas Besonderes« holt. Indem sie die Flasche öffnet, »sind wir uns alle drei ungemein aufsässig vorgekommen«. Gewöhnlich verhört der Vater Frau und Kinder einzeln über Vorkommnisse während seiner Abwesenheit und spricht ggf. Bestrafungen aus. »In allem, was er [Vater] gemacht hat, [ist er] sehr gut gewesen, während alles, was er nicht gemacht hat, nicht sehr wichtig gewesen ist«.[61] Im analytisch-selbstreflexiven Gespräch über den Vater erkennt die Familie dessen Minderwertigkeitskomplex – er tut alles um der Leute willen (Konzertabonnement, hohe Trinkgelder, Verbot für die Mutter, von Sonderangeboten zu profitieren). Dabei erkennt die Familie, dass der Vater nur eine Funktion ihrer devoten Haltung ist, dass sie diesen Vater gemacht hat, ihn also auch verändern kann. Auch die zweite Flasche Spätlese wird ›geköpft‹, niemand aber geht ans Telefon, das sehr lange klingelt, vielmehr entsorgt die Mutter die Muscheln in den Müll, den der Bruder in die Tonne entleert.

Obwohl der Vater nicht nur als Person nicht anwesend ist, sondern auch seine symbolische Repräsentanz verliert, dominiert er als Referenzfigur das emanzipatorische Denken, Sprechen, Handeln der Familie. Kontrastiert werden ein männliches und ein weibliches Familienbild.

Während die Familie auf den Vater wartet, vollziehen Mutter und Kinder den Übergang vom väterlichen Lebensmodus des Scheins und Sollens – Leben wie es ist, kann nicht richtig sein, es ist nur Schein und soll daher den Maximen des Vaters angepasst werden – zum weiblich-familiären Modus der Identität von Sein und Wollen. Für das Familienbild des Vaters gibt es kein Gelingen, weil niemand wissen kann, auch er selbst nicht, was gemäß seiner Vorstellung als das Positive, ›das richtige Leben‹, gilt und weil das Negative als das Unvollkommene und daher Perfektible seine autoritäre Machtpraxis rechtfertigt.

Grundlegend für die westdeutsche Erzähllitteratur der Zeit nach 1945 erscheint unter kulturwissenschaftlichem Zugriff der Gestus der Diagnose materieller und wertbezogener Verluste und die daraus notwendig folgenden Modifikationen alltagspraktischer Verhaltensformen. Veränderungen scheinen bedingt zu sein durch Reflexionen auf neue soziokulturelle Ordnungen und Vorstellungen vom ›richtigen Leben‹. Utopische Sozialformen werden dabei nicht gestaltet. Besondere Aufmerksamkeit in Bezug auf Funktionserwartungen, Formen, Geltung erhalten die gesellschaftlichen Institutionen Ehe und Familie, die von zunehmender Pluralität und Geltungsverlust patriarchalischer Strukturen geprägt sind. Kriegsbedingte und sozialgeschichtliche Ereignisse grundieren die Gestaltung lebensweltlicher Veränderungen in zahlreichen literarischen Texten, was sich in Verräumlichungen widerspiegelt.

Anmerkungen

1 Miriam Zschoche: Familienfirmen als Medienliebling. Bauen Unternehmen in Familienhand Jobs ab, berichtet die Presse wohlwollend. Dafür lobt sie den Aufbau von Stellen seltener. Was bedeutet das für die Kommunikation? In: FAZ Nr. 166, 21. 07. 2025, 16.

2 Dieter W. Claessens/Petra Milhoffer: Vorwort, in: Dies. (Hg.): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung. Königstein/Ts. [5]1980, 7-13, hier 8.

3 Dieter W. Claessens: Familie und Wertsystem. Eine Studie zur »zweiten, sozio-kulturellen Geburt« des Menschen und der Belastbarkeit der ›Kernfamilie‹. Berlin [3]1972, 79: »erste Phase [als[›emotionale Fundierung‹ der Persönlichkeit […] beginnt mit der ›emotionalen Erhaltung‹ des Säuglings. [Nach dieser Primärsozialisation setzt die] Formung im Sinne des Aufbaus der sozio-kulturellen Persönlichkeit« ein.

4 Georg Simmel: Das Problem der Soziologie. In: Soziologie, Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Hg. von Otthein Rammstedt. Frankfurt am Main1992, 13-62, hier 17.

5 Georg Simmel: Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft. In: Simmel (wie Anm. 4), 678-790, hier 699.

6 Laura Kajetzke/Markus Schroer: Die Praxis des Verräumlichens. Eine soziologische Perspektive. In: Europa Regional 21, 2013 (2015) 1-2, S. 9-22, hier 11.

7 Theodor W. Adorno: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt (Suhrkamp) 1951, 29.

8 Adorno (wie Anm. 7), 7.

9 Maria Wersig: Der lange Schatten der Hausfrauenehe. Zur Reformresistenz des Ehegattensplittings. Opladen, Berlin, Toronto 2013.

10 Heinrich Böll an Ernst-Adolf Kunz: 31.08.48, 127-130, hier 129. Böll an Kunz: 08.09.48, 130-135, hier 131. In: Die Hoffnung ist wie ein wildes Tier. Der Briefwechsel zwischen Heinrich Böll und Ernst-Adolf Kunz 1945-1953. Hg. und mit einem Nachwort von Herbert Hoven. Mit einem Vorwort von Johannes Rau. Köln 1994.

11 Heinrich Böll: Frankfurter Vorlesungen. München 1968 [1966], 7, 27.

12 Ingeborg Weber-Kellermann: Die Familie. Geschichte Geschichten und Bilder. Frankfurt (Insel) 1976, 8.

13 Böll (wie Anm. 9), 7.

14 Günter Eich: Inventur, in: Deine Söhne, Europa. Gedichte deutscher Kriegsgefangener. Hg. von Hans Werner Richter. München 1947.

15 Wolfgang Koeppen: Tauben im Gras. Roman. Frankfurt (Suhrkamp) 1974 [1951], 104.

16 Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. 3. Bd., Kap. 45-53. Frankfurt am Main 1969, 1628: »Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Sein ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.«

17 Koeppen (wie Anm. 15), 109.

18 Koeppen (wie Anm. 15), 36.

19 Koeppen (wie Anm. 15), 129. »Emilia und Philipp leisten sich die Perversität einer normalen Ehe mit Eifersucht, Bindung und Treue« (135).

20 Koeppen (wie Anm. 15), 27.

21 Heinrich Böll: Bekenntnis zur Trümmerliteratur [1952]. In: Erzählungen Hörspiele Aufsätze. Köln / Berlin 1961, 339-343, hier 339.

22 Vgl. Anm. 14. Es geht um die Wiedergewinnung oder Versicherung der Bezeichnungsfunktion.

23 In seiner Lebensgeschichte schreibt der ehemalige Bundesvorsitzende (1967-1968) des SDS und Verleger (Stroemfeld Verlag) Karl Dietrich Wolff (*1943): »Wir teilten uns als Familie […] bis ins Jahr 1949 ein Zimmer – zu siebt«, in: KD Wolff: Bin ich nicht ein Hans im Glück? Studentenrevolte Hölderlin Kafka. Frankfurt am Main 2025, 22.

24 Böll/Kunz (wie Anm. 10), Anmerkungen S. 548: Neue Literarische Welt, Nr. 8, 25.04.1953, 10.

25 Heinrich Böll: Und sagte kein einziges Wort. Roman. Frankfurt u.a. 1971, 139 [1953]. *Ferien vom Ich* ist ein in den 1950er Jahren sehr erfolgreicher Roman des schlesischen Schriftstellers Paul Keller (1873-1932), erschienen 1916, Verfilmungen 1934, 1952 (danach noch einmal 1963).

26 Böll (wie Anm. 25), 123, 128.

27 Böll (wie Anm. 25), 101f.

28 »Die Amtskirche kommt natürlich bei Böll nicht gut weg. Leere Rituale werden über praktische Nächstenliebe gestellt«. In: Tanja Dückers: Das Leben der Annemarie Böll. Eine Würdigung. Hg von der Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin 2025, 41.

29 Böll (wie Anm. 25), 50.

30 Böll (wie Anm. 9) 7, 106.

31 Thomas Nipperdey: Die Utopia des Thomas Morus und der Beginn der Neuzeit. In: Reformation, Revolution, Utopie. Studien zum 16. Jahrhundert. Göttingen 1975, 113-139, hier 124.

32 Dückers (wie Anm. 26), 41: »Nur ein Priester gründet in einer Imbissbude eine Art ›Gegenkirche‹, die zum Treffpunkt wird … Bölls Arbeitstitel für den Roman war tatsächlich ›Imbissstube‹.«

33 Böll (wie Anm. 25), 131, 133.

34 Heinrich Böll: Haus ohne Hüter. Roman. Frankfurt u.a. 1970 [1954], 77.

35 Böll (wie Anm. 9), 87.

36 1945 – Ein Jahr in Dichtung und Bericht. Hg. von Hans Rauschning. Frankfurt am Main/Hamburg 1965. Die Stunde Eins. Erzählungen, Reportagen, Essays aus der Nachkriegszeit. Hg. Von Bernd Schmidt und Hannes Schwenger. München 1982.

37 Böll (wie Anm. 34), 74.

38 Böll (wie Anm. 34), 164-165.

39 Böll (wie Anm. 34), 168, 169, 170.

40 Ingeborg Bachmann/Heinrich Böll: »Was machen wir aus unserem Leben?« Der Briefwechsel. Hg. von Renate Langer. Köln u.a. 2025, 143.

41 Bachmann/Böll (wie Anm. 40), 19.

42 Martin Walser: Ehen in Philippsburg. Roman. [1957], 40, 10, 12, 11.

43 Walser (wie Anm. 42), 17, 39, 38. 41.

44 Walser (wie Anm. 42), 19, 81, 125, 155.

45 Hans Küng: Ein heimatloser Katholik? Heinrich Böll und die Sehnsucht nach Humanität. In: Walter Jens/Hans Küng: Anwälte der Humanität Thomas Mann / Hermann Hesse / Heinrich Böll. München 1989, 261: »Es geht Heinrich Böll, selbst wenn er von Vergangenem redet, um das Hier und Heute, das so gar nicht intellektuell-extravagante oder eigensinnig-elitäre Alltägliche«.

46 Burckhard Dücker: Grundzüge einer Literaturwissenschaft des Frühstücks. In: Alois Wierlacher (Hg.): Kulinaristik des Frühstücks. Breakfast across cultures. Analysen – Theorien – Perspektiven. München 2018, 374-389.

47 Heinrich Böll: Billard um halb zehn. Roman. München/Zürich 1967 [1959|, 73.

48 Böll (wie Anm. 47), 174, 49/53, 52. Der biblische Satz von Lämmern und Hirt (Joh 21,15) wird von Jesus zu Petrus gesagt. Das Lamm (Unschuld, Friedfertigkeit, Reinheit) wird als Symbol Christi verwendet und spielt vor allem im österlichen Kontext eine wichtige Rolle. Wenn Edith vom Büffel (Unterdrückung Gewalt) als Gegensatz zum Lamm spricht, so mag damit die biblische Polarität von Bock (Widder) und Lamm gemeint sein. In Mt 25, 32 wird die Trennung der Schafe und Böcke als Symbol des Weltgerichts (Erläuterung Mt 25, 33-46) erwähnt. Vgl. Manfred Lurker: Wörterbuch der Symbolik. Stuttgart [5]1991, 423/4, 105/6, 831/2.

49 Böll (wie Anm. 47), 175, 177.

50 Wolff (wie Anm. 21), 41.

51 Bachmann/ Böll (wie Anm. 40), 200: »Vor kurzem war ich in Oesterreich, bei meiner Familie, die für mich, wenn auch mehr als imaginierter Fixstern, das Verlässliche in meinem Leben ist . . .« , Briefentwurf vom 30.09.1969. Vgl. 24.02.1957: »Heute ist ein trüber Sonntag, ein tröstlicher, ich spiele mit mir Familienleben, aber sonst ist es ganz warm« (144).

52 Ernst Bloch:Ungleichzeitigkeit und Gleichzeitigkeit, philosophisch. In: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt am Main 1981 [1935],111-126, hier 113-114: »Deutschland überhaupt, dem bis 1918 keine bürgerliche Revolution gelungen war, ist […] das klassische Land der Ungleichzeitigkeit, das ist, der unüberwundenen Reste älteren ökonomischen Seins und Bewußtseins. […] Das ›unegale Verhältnis der Entwicklung‹, wie es Marx […] der materiellen Produktion im Verhältnis etwa zur künstlerischen zuweist, […] verhinderte derart in der wirtschaftlichen Kräftehierarchie den eindeutig dominierenden Einfluß des Kapitaldenkens, also der Gleichzeitigkeit«.

53 Reinhard Koselleck: Zeitschichten, 19-26. In: Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer. Frankfurt am Main 2000.

54 Uwe Timm: Heißer Sommer. Roman. Reinbek bei Hamburg. 1977 [1974], 69.

55 Timm (wie Anm. 54), 72, 10, 11, 12.

56 Timm (wie Anm. 54), 72, 73. Vgl. 69: »Zweimal wöchentlich rieb seine Mutter [den Schrank] mit einer scharfriechenden weißen Flüssigkeit ab und polierte ihn dann mit einem weichen Tuch nach«.

57 Timm (wie Anm. 54), 71, 121, 73, 108, 67. Kommentar des Vaters: »Nett, das Mädchen, […] aber das Fähnchen, das sie anhatte – etwas kurz« (74).

58 Timm (wie Anm. 54), 208.

59 Birgit Vanderbeke: Das Muschelessen. Erzählung. Frankfurt am Main. [12]2002 [1990], 17, vgl. auch 63.

60 Vanderbeke (wie Anm. 59), 23-24, 53, 103, 40, 92, 57, 19.

61 Vanderbeke (wie Anm. 59), 41, 42, 40.

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Docker, Birckhard: Familiendarstellungen in ausgewählten Romanen der Nachkriegszeit. Raumspezifische Reflexionen sozial- und zeitgeschichtlicher Phänomene, tà katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Ausgabe 160, erschienen 01.04.2026 https://www.theomag.de/160/pdf/bd07.pdf